

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N^o. 3.

Sonnabend, den 9. Januar 1864.

II. Jahrgang.

Die „Breslauer Hausblätter“, auf welche noch fortwährend abonniert werden kann, erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Königl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Welthändler.] Die Antwort Sr. Majestät vom 27. December v. J. auf die Adresse des Abgeordneten-Hauses betont in der holsteinischen Frage, daß die Erbfolge-regulirung dem deutschen Bunde vorbehalten bleibe und daß der Rücktritt vom Londoner Protokoll nicht ohne Weiteres thunlich. Auch verlangt sie eine beschleunigte Bewilligung der zur Erfüllung der preussischen Verpflichtungen gegen den Bund nothwendigen Anleihe. Da mit dieser Geldforderung die Regierung vollkommen im Recht ist, weil sie als Glied des deutschen Bundes ihre Mitwirkung zur Ausführung des Bundes-beschlusses für die Herzogthümer nicht versagen darf, um nicht undeutsch und ehrlos zu handeln, so würde das Abgeordnetenhaus mit deren Verweigerung sich selbst keineswegs einen Dienst thun, sondern nur seine Lage verschlimmern und seinen Einfluß herabsetzen. Selbstverständlich muß Dänemark die entstandenen Kosten zurückerstatlen. In den Herzogthümern ist die Stimmung der Bevölkerung im Großen unverfennbar für den Herzog Friedrich und die Loslösung vom Dänenthum, das bisher nur zu sichtbar auf die Lähmung des deutschen Elementes hingearbeitet und noch jetzt, obwohl ein Ministerwechsel gespielt hat, an der Gesamtverfassung, welche Schleswig von Holstein trennt und es in eine dänische Provinz verwandelt, festhält. Wir geben zu, daß Dänemark in seinem staatlichen Interesse handelt, wenn es nach Möglichkeit dänisirt, wie ja in selbiger Weise Frankreich in Elsaß und Lothringen französisirt, Rußland in Polen russifizirt und Preußen in Posen und Oberschlesien germanisirt, weil alle diese Mächte in der Einheit der Nationalität eine größere Bürgschaft für die Sicherheit des Besitzes und die Kraft des Landes erblicken. Was aber in unserm obigen Fall im Interesse Dänemarks, ist gegen das Interesse Deutschlands und wenn auf der letztern Seite mit dem deutschen Interesse noch das Recht steht, so wäre es unverzeihlich, wenn es den dänischen Uebermut nicht beugte und das Recht nicht schützte. Die Hartnäckigkeit des Dänen kann zudem eine günstige Handhabe abgeben, daß der deutsche Bund, das legitime Organ für Beschlüsse in dieser Sache, die Exekution in die Occupation der Herzogthümer verwandelt und darauf bedacht ist, wie das preisgegebene Erbrecht des Augustenburger zu restituiren ist. Derselbe hat leghin

die Interzession Napoleons angerufen und recht geschickt das Nationalitätsprinzip für sich sprechen lassen, das Napoleon anderweit als Sturmbock so profitlich verwendet hat. Der alte Fuchs ist denn auch in die Lage gekommen, eine Antwort zu geben, worin er mit einem Auge dem Herzog Friedrich freundlich zugewinkt, zumal er damit England einen Schabernack thun kann, während er das andere noch mit Wohlgefallen auf dem Dänen ruhen läßt, damit er in jedem Augenblick die Freiheit habe, dahin oder dorthin zu schwenken, wie es eben die französische Politik erfordert. Unter anderm sagt Napoleon in seiner Antwort: „Habe ich für die italienische Unabhängigkeit gekämpft, habe ich für die polnische Nationalität meine Stimme erhoben, so kann ich in Deutschland nicht andere Gesinnungen hegen, nicht andern Grundsätze folgen.“ Freilich, wenn seine Grundsätze für Deutschland dieselben Früchte abwerfen, wie für Italien, dessen Unabhängigkeit in französischem Vasallenthum besteht und wie für Polen, das dabei zu Grunde geht, so haben wir Ursache genug, uns für Napoleons Dazwischentunft für Deutschland zu bedanken und uns auf unsere eigenen Füße zu stellen und allen unseren auswärtigen guten Freunden und schlimmen Feinden die Thüre nach Deutschland zu verschließen. Wenn gewisse exaltirte Cliquen die holsteinische Sache nicht verderben und die Regierungen zwingen, aus Furcht vor inneren Unruhen sich mit Dänemark baldigst abzufinden, so kann diese Angelegenheit wirklich Deutschlands Gemeingeist und das deutsche Ansehen heben und jene schmählische Politik schließen, welche uns schon die schönsten deutschen Länder an das Fremdland hat verlieren lassen. Der bisher innegehaltene Weg in Sachen der Herzogthümer entspricht zwar nicht den Heißspornen, welche mit Verspritzung des Blutes wie mit gutem Burgunder umgehen, natürlich wenn ihr eigenes nicht fließen darf, hat aber den unzweifelhaften Vortheil gehabt, daß dem Auland jeder Vorwand zur Einmischung benommen worden und daß Deutschland sich sammeln und rüsten kann, um nöthigenfalls fremde Gelfüße heimzuschicken. Während der wirklich nationalen Strömung für das Recht Schleswig-Holstein-Lauenburgs regt sich in Deutschland auch hin und wieder jenes Gezücht, das vorzüglich Schuld ist, wenn das deutsche Staatsleben zu keiner regelrechten

Entwicklung kommt und von einem Extrem zum anderen schwankt.

Wie Reisende versichern, hat man im December v. J. im liberalen Musterstaat **Baden**, in Karlsruhe, Plakate angeschlagen mit der Ueberschrift: „Nieder mit den Fürsten.“ Es wundert uns nicht, daß in einem Lande, wo man in namenloser Schamlosigkeit öffentlich zum Todschlag der Jesuiten auffordert mit dem Ruf: Schlagt sie todt, die Hunde! auch dieselbe Melodie gegen die Fürsten pfeift. Man scheint in Baden vollkommen blind für sein eigenes Heil geworden zu sein und könnte wohl das Jahr 1849 mit seinen Gräueln sich in nicht großer Ferne daselbst wiederholen. Ob dann preussische Soldaten noch einmal einen flüchtigen Herzog zurücksühren werden, müssen wir abwarten. Wo Dracheneier gesät werden, wird die rechte Brut schon herauskriechen. Das gilt auch von andern deutschen Ländern, wo sich das Antichristenthum in gemeinster Art ablagert und mit seinem Gestank die Lebenslust des Volkes verpestet. Bis zu welchem Grade gassenrothmässiger Nothheit dabei gegen kathol. Bischöfe und die Priester verfahren wird, davon eine erbauliche Probe. Zwei Nummern der Frankf. Reform, des Leiborgans von allen durchgegangenen ehemaligen kathol. Geistlichen und Consorten enthalten u. A. folgende Mustersammlung von fortschrittlichen Bildungsworten gegen den Mainzer Bischof und die Priester: „Herrsüchtiger Bischof — römischer Tölpel — Schwarzkünstler in Mainz — Auswuchs der Menschheit — Lügner — schwarzer Bau-Bau — geisteschwacher Bischof. — Ultramontane Jesuitenschaar — schändliche Jesuitenbrüder — verschmitzte Lügner — Mainzer Jesuitenzunft — ultramontane Jesuitenbrut — jesuitische Wölfe — pharisäische Bande — falsche Jesuitenbrut — Jesuitenclique — schwarze Jesuitenbrut — ultramontane Schwindler — römische Lügenbrut — geistige Tyrannen des Pfaffenthums — fanatische Menschen — römische Pfaffen — jesuitische Spürhunde — die Schwarzen — die Mainzer Schwarzen — Kettlerianischer Jesuitismus — Kettlerianische Klerisei — Klerikalische Wählerherrschaft — weltliche und geistliche Despotie — römische Tyrannie — priesterliche Tyrannie — Priesterherrschaft — pfäffisches Lager — Piusianer — Piusbrüder — geisteschwache Piusianer — hinverbrannte Piusbrüder — Pfaffenrotte — römische Rotte — schlechte Pfaffen — Hyänengeheiß — Pharisäer und Heuchler — erbärmliche Wichte — Todtengräber der Wahrheit — Nachtblatt — altfraubassisches Abendblatt — Kasser aus der Gegend von Dieß — Unsinnskasten von der Lahn — Einfältiger Nassauer 2c.“ — Nicht wahr, katholischer Leser, die Art steht auf der Höhe der modernen vom Christenthum befreiten Bildung und könnte als Professoren für die Berliner Fischweiber verschrieben werden?! Gesinnungsbrüder hat sie aber nicht bloß in Baden, sondern vorzüglich auch in **Wien**, das nächst Frankfurt a/M. die gemeinste Litteratur gegen den Katholizismus zu Tage fördert, die zudem, was die Bevölkerung wahrhaft schändet, Absatz findet. Hier vorzüglich wurde auch Renan's Schandbuch gegen den Sohn Gottes verbreitet und die Wiener Regierung ist von der preussischen in energischem Vorgehen gegen die Giftsaat weit übertroffen worden, wessen wir uns freuen. Denn bei uns hat man dem Schand-

roman alsbald den Vertrieb gelegt, in der richtigen Einsicht, daß es ein falscher Grundsatz ist, als sei jeder im Stande, mit Gift ohne Schaden für sich umzugehen. Und wenn man den Kaufleuten verbietet, Gifte und Pulver Jedermann ohne Legitimation auszuliefern, so muß man auch den Vertrieb von gottelasterlichen Büchern mit Energie unterdrücken. In **Wien** scheint man für das Judenthum mehrfach zärtlicher besorgt zu sein, als für das katholische Christenthum, welches durch eine wahrhaft schmutzige Zeitungschreiberei so oft verletzt wird. Wann wird sich das katholische Volk daselbst ermannen, um dem bösen Geiste das Handwerk zu legen und sich der Frechheit mit Erfolg entgegenzustellen?! In den österreich. Provinzen scheint man darin schon weiter zu sein und das Wort der Bischöfe gegen die niederträchtige Glaubensverhöhnung in Renan's Roman hat beim Volke Anklang gefunden. Noch sind wir Gott sei Dank nicht so weit, daß Juden und Apostaten alles gegen uns wagen dürfen; wir haben ohnehin schon zuviel gebuldet. Mit welcher Perfidie und Frechheit der moderne Unglaube und der falsche Liberalismus gegen den katholischen Glauben und die Kirche auftreten, das werden wir später an einigen Thatsachen erläutern; für heute übergehen wir alle sonstigen politischen Kleinigkeiten und melden nur noch unsern Lesern, daß in den größeren Völkerverkehr nun auch die **Ostindier** durch Schienenwege eingetreten sind. Man schreibt darüber: „Die Eisenbahnen in Ostindien haben einen Erfolg, der jede Erwartung übertrifft. Lange wollten die Hindu von dem neuen Verkehrsmittel nichts wissen, denn die Braminen waren demselben nicht gewogen; als sie aber einmal das Vorurtheil überwunden hatten, wurden sie leidenschaftliche Passagiere. Eine Fahrt auf den indischen Bahnen hat für den Europäer einen ungemeinen Reiz, namentlich der Geograph und Ethnolog finden bei derselben ihre Rechnung. Die Schienenwege führen bald durch freundliche, sorgfältig angebaute Gegenden, dann wieder durch wildes Waldgestrüpp, wo der Tiger brüllt, wie die Lokomotive pfeift. Man kommt über riesenhafte Biadukte und schaut hinab in Klüfte, an deren schlammigen Ufern Krokodile sich sonnen. Anfangs eilten sie in's Wasser, wie die Lokomotive heransauft; jetzt haben sie sich daran gewöhnt und bleiben ruhig liegen, ähnlich wie unser wiederkauendes Hornvieh auf Feldern und Wiesen. An allen Bahnhöfen hat man ein ungemein buntes Schauspiel. Der Bahnhofinspektor ist allemal ein Engländer, ein schweisgsamer Mann, der eine ähnliche Tracht hat wie die Polizeileute in England, er versteht aber etwas himbusianisch. Es kostet ihn große Mühe, die Ordnung zu erhalten, denn alles drängt und lärmt durcheinander. Im Leben dieses Volkes ist noch Vieles wie vor 3000 Jahren. Da kommen Träger in hellen Kleidern und setzen im Bahnhof eine Sänfte nieder. Wer sitzt darin? Eine mit Juwelen und Edelsteinen reich geschmückte Braut von 4 Jahren; sie erwartet ihren 64jährigen Bräutigam, welcher mit dem nächsten Zuge eintreffen wird. Da zieht eine Schaar von Pilgern an; sie sind alle nur mit einem rosenrothen Schurz um die Lenden und mit einem Turban bekleidet; jeder trägt ein Gefäß, das mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrom gefüllt ist und das er wie einen Schatz hütet; er will es in

seine vielleicht weit entfernte Heimath nehmen. An einem Pfeiler liegt ein eitelhafter, mit Angezieser bedeckter Fakir und stellt seine widerwärtigen Wunden, die er sich selbst zugefügt hat, zur Schau aus. Die Hindu können sich an den Gedanken fester Preise nicht gewöhnen, deshalb sucht am Schalter des Einnehmers jeder etwas vom Betrag der Fahrkarte abzuhandeln. Davon kann aber keine Rede sein, und nun wird geschimpft über die „europäischen Schweine,“ deren Ammen, Väter, Mütter. Im Jahre 1862 ist die indische Centralbahn von mehr als 6 Millionen Fahrgästen besucht worden.

Die Hindus fahren zumeist in der dritten Klasse. Dort sitzen sie zusammengedrängt wie Haringe, halbnackt, schreien, gestikuliren, rauchen ihre Habbelbabbel oder kauen Betel und speien den rothen Speichel umher in ebenso widerwärtiger Weise, wie die Yankes den braunen Saft ihres Kautabaks. Die Eisenbahnen nützen dem Land ungeheuer; doch ist vorerst ein großer Nachtheil damit verbunden. Die Regierung hat nämlich kein Mittel, zu verhindern, daß die Thags oder Dakois, Angehörige der Bürger und Mordbrenner, welche ein Schrecken für ganz Indien sind, sich auch dieses Transportmittels bedienen und weiter als je zuvor sich über das ganze Land verbreiten. — Wer heute an einer Stelle einen Raubmord begangen hat, kann morgen schon 100 Meilen weit von derselben entfernt sein. Es ist eine Schwäche der Eltern, den Kindern soviel Kostbarkeiten anzuhängen als möglich, denn das reizt die Mörder. Diese Kinder werden in den Dörfern überfallen, und im vorigen Jahr sind hunderte derselben unter der Bürgerschnur der Thags oder unter dem Messer der Dakois um's Leben gekommen. Man hat die Polizei auf dem Land beträchtlich vermehren müssen, aber trotzdem dauern die Unthaten fort.“

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberge.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

(Fortsetzung.)

Wer sich des Frühjahr 1831 noch erinnert, wird zugehen, daß die italienische Bewegung in Deutschland fast gar keinen Anklang fand; damals hatte das deutsche Publikum noch so viel Verstand und deutsches Ehrgefühl, daß es begriff, es sei für Deutschland viel zuträglich, Oesterreich intervenire und herrsche in Italien als Frankreich. Eben so wenig hörte man fanatischen Jubel, als Papst Gregor XVI. in die äußerste Bedrängniß kam; man wußte damals in Deutschland, daß die katholische Kirche die entsehlische erste französische Revolution, so wie die napoleonische Allgewalt überdauerte, und erkannte darin einen Beweis von der Festigkeit der Grundlage und Mauern dieser Kirche. Man glaubte nicht, daß Häuptlinge revolutionärer Banden der Nachfolge Petri ein Ende machen könnten, und endlich war es ein politischer Glaubenssatz, daß der Papst im Interesse aller religiösen Freiheit, nicht bloß der katholischen, keiner weltlichen Herrschaft unterworfen sein dürfe. Sehr entschieden wandten sich dagegen 1831 die Sympathien des südwestlichen Deutschlands dem ritterlichen

Kampfe der Polen zu, während Preußen schon damals bewies, daß es die Wiederherstellung Polens als die größte Gefahr Preußens betrachtete. Die preussische Regierung ergriff nicht bloß moralisch Partei für Rußland, sondern that auch mehr, als die Gesetze der Neutralität verlangen. (Man lese z. B. den offenen Brief Strzynecki's an den König von Preußen und die Geschichte des von Pastlewitsch bewerkstelligten Wechsellüberganges.) Louis Philippe fand keine Bundesgenossen zu einem Rettungskriege für Polen und gerade in London wollte der Minister Palmerston auch damals am wenigsten wissen von der Wiederherstellung eines Königreichs Polen, von der Aufrichtung eines östlichen Frankreichs, während schon das westliche allein, mehr als genug, die Welt in Unruhe erhält; nun vollends zwei unruhige, kriegerische Nationen, die eine gegen die Oder, die andere gegen den Rhein drängend! Louis Philippe, seine Minister und die ministerielle Presse hatten aber alle Mühe, den Parisern begreiflich zu machen, daß in demselben Augenblicke, wo Frankreich ein Bataillon für Polen in Bewegung setze, die österreichische und preussische Armee die polnische Grenze überschreiten und zusammenwirkend mit der russischen die polnische Armee nach Warschau treiben und dort gefangen nehmen werde. Das sei das Werk einiger Wochen, und dann habe Frankreich seine Grenzen von Lille bis Marseille gegen die Heere der verbündeten Continentalmächte zu vertheidigen. Louis Philippe's Glück war Belgien; Palmerston setzte es in Wien und Berlin durch, daß Belgien sich trennen und eine französische Armee es vor den Holländern erröten durfte; diese französische Intervention für Belgien bewirkte so viel, daß die Pariser bedachten, es sei besser, das nahe Belgien zu beschützen und zur künftigen Einverleibung in Frankreich zu präpariren, als sich für Polen mit Russen, Preußen, Oesterreichern, den vielmamigen Deutschen und den Italienern oder Carlo Alberto herumzuschlagen. Also blieb man neutral und bewahrte für Polen Sympathien und Phrasen.

Mehr wollte Louis Napoleon thun; er trat jedoch erst in Verbindung mit einigen polnischen Parteihäuptern (es gab noch nie ein Polen ohne Parteikämpfe), als das Vertrauen der Armee auf sich und ihre Führer schon gebrochen war. Als der Prinz sich entschloß, nach Polen zu gehen, um sich als Oberbefehlshaber anzubieten, war es schon zu spät. Die Nachricht von der Erstürmung Warschau's und der mütterlichen Rückruf soll ihn im gleichen Augenblicke in Augsburg getroffen haben.

Die Verbannten auf dem Arenaberg wollten von Frankreich nicht vergessen werden, sondern im Gegentheil Interesse für sich erregen, darum schrieb Hortense das schon mehrmals erwähnte „Ein Jahr in Italien und Frankreich.“ Sie selbst erscheint darin als eine Heroin mütterlicher Liebe, mit einer Seelenstärke, die den schwachen Leib nicht brechen läßt, und als die Tochter Napoleons I. ist sie begeistert für die Freiheit Italiens und Frankreichs, daher auch sehr verbittert gegen den Bürgerkönig. Ihr Sohn hat das Schicksal gegen sich, sein militärisches Genie offenbart sich aber dennoch, wie Wetterleuchten ein Gewitter unter dem Horizont anzigt. Civita Castellana wurde 1831 für ihn freilich nicht, was für den jungen Artillerieoffizier Napoleon Bonaparte 1793 Toulon. Dieser hatte aber einen Artilleriepark und eine Belagerungsarmee, jener nur eine Haubize und

eine Insurgentenbande; dennoch rief der Genieoffizier, welcher Civita Castellana verteidigte, seiner Umgebung zu, indem er auf Louis Napoleon deutete, welcher die Belagerung des Plazes unternahm: „Seht wie trefflich der junge Mann seine Dispositionen macht! Er war einmal mein Schüler.“ Wir begreifen freilich nicht, wie man mit solchen Mitteln, wie sie Louis Napoleon zu Gebote standen, treffliche Dispositionen machen kann, haben auch nichts dergleichen bei den Freischaaarenzügen 1848 und 1849 gesehen, indessen Hortense läßt den italienischen Genieoffizier ihrem Sohne jenes brillante Zeugniß ausstellen und theilt es der Welt mit. (Et monstratus satis Vespasianus. Tac. Agric. 13.)

Die Reaction gegen die Bewegungen in den ersten Dreißigerjahren machte sich am Bodensee vielleicht am meisten fühlbar, indem der schweizerische Grenzsaum von politischen Flüchtlingen gleichsam besetzt wurde, von deutschen, italienischen und polnischen, daher die Polizei ihre Thätigkeit mit damals üblicher Offenheit entwickelte und zugleich Denuncianten im feindlichen Lager anwarb oder in dasselbe schickte. Einen Ausflug an den Bodensee zu machen war damals für jeden, der nicht die Signatur als ein „Angestellter“ trug, oder nicht persönlich mit den Angestellten in den deutschen Orten am See bekannt war, eine schwere und sehr unangenehme Aufgabe; denn die niedere Polizei empfahl sich nach oben durch den gewaltigen Verdacht, mit welchem sie in Handwerksburschen und alltäglichen Leuten, besonders aber in Studenten nach Demagogen sahndete, und wie glücklich wäre ein höherer Polizeimann gewesen, wenn es sich ihm geschickt hätte, einen Studenten, Apothekerlehrling oder dgl. zu fangen, der in der Besessenheit der Regierung ein Pörsat oder der Revolution ein Rivat ausgebracht hätte! Wer damals von der Schweiz her in Eindau, oder Friedrichshafen, oder Constanz anlangte, der weiß, was das Publikum mit dem Ausdruck „die Polizei coujonirt die ordentlichen Leute“ bezeichnen wollte. Daneben muß aber auch zugestanden werden, daß die Flüchtlinge ihren respectiven Nationalitäten wenig Ehre machten, die polnischen und deutschen am wenigsten. Ein Trupp der letzteren hatte sich auf der Alp, einem oberhalb Kreuzlingen gelegenen Bauernhof für einige Zeit niedergelassen, und da scholl an manchem Abend herab, was man nicht Jubel und Gesang heißen konnte, so krachte und brüllte es aus den überschwemmten Lungen. Mit diesen Leuten hatte natürlich der Prinz auf dem Arenaberg keinen Verkehr. Dennoch erschien ein Individuum von zwitterhafter Nationalität und anscheinend der vornehmen gesellschaftlichen Klasse angehörig, das sich an die deutschen Flüchtlinge machte, die Bekanntschaft mit den angesehenen schweizerischen Familien suchte und bei denselben viel Interesse für den Prinzen zeigte. Eine thurgauische Frau (Vogler, sie ist seitdem gestorben) faßte aber sogleich Verdacht, der fremde Herr Flüchtling sei ein Spion, der mit der deutschen Heerde zu laufen für gut finde, um den Arenaberg besser beobachten zu können, und theilte ihren Verdacht bei einem Besuche der Königin mit. „Das wollen wir bald herausfinden,“ antwortete Hortense, und nach zwei Tagen schrieb sie: „Sie haben ganz Recht gehabt, jener Mensch ist ein Spion;“ es war ein französischer, den die Zulkiregierung in den Thurgau polirte, aber bald zurückzog und durch weniger auffallende „Reisende“ ersetzte. Auch zwei

deutsche Regierungen schickten periodisch ihre Rundschäfer und ließen sich über das Treiben ihrer politischen Vöcklein unterrichten, als aber 1847 ein Freischaaarenzug vorbereitet wurde, ersuhren sie nichts.

Gegewärtig bereisen Orleaniden (Söhne, Enkel und Enkelinnen Louis Philippe's) die Schweiz; sie besuchten Reichenau im Bünnerland, wo Louis Philippe, vor 1790 Herzog von Chartres, seit 1792 Louis Philippe Egalité und als solcher bei Zernappes unter Dumouriez Divisions-Commandant, 1794 als Monsieur Chabot sich verbarg und in dem Privatinsitute des Herrn von Salis einige Vectionen in Geographie und Zeichnen gab. Die Orleaniden sind heute aus Frankreich verbannt; ob sie wohl auch Arenaberg besichtigen, einst Asyl der aus Frankreich verbannten Napoleoniden, jetzt Schloß des Kaisers Napoleon III.? Ein Enkel Louis Philippes, der Herzog von Condé, Sohn des Herzogs von Almale, welcher dem Prinzen Napoleon vor einiger Zeit so hart mit einer Flugschrist zusetzte, ist in die solothurnische Artillerie eingetreten, copirt also gewissermaßen den Prinzen Louis Napoleon. Denn auch dieser eröffnete seine militärische Laufbahn als schweizerischer Artillerieoffizier und das Glück war ihm damals schon günstig, indem er ihm einen Lehrer in dem Oberst Dufour zu Genf gab. Henry Dufour wurde 1787 zu Constanz geboren, als Sohn eines Uhrenmachers; er gehörte jener Colonie demokratischer Uhrenmacher an, die 1781 auswanderten, als nur eine französisch-savoyisch-bernerische Intervention die Herrschaft der Aristokratie in Genf wiederhergestellt wurde; Kaiser Joseph II. siedelte die Flüchtlinge in Constanz an, um in die heruntergekommene Stadt ein frisches Gewerbe zu verpflanzen. Die französische Republik befreite Genf und verschlang es. Die heimgekehrten Demokraten wurden Franzosen und Unterthanen Napoleons I.; der junge Dufour wurde kaiserlicher Genieoffizier und verdiente auf Corfu das Kreuz der Ehrenlegion. Nach Napoleons Sturz war Dufour wieder Schweizer, wurde eidgenössischer Oberst und Lehrer des jungen Louis Napoleon. Er erwarb sich einen Namen und die Franzosen waren stolz auf ihn; denn sie betrachteten Genf als eine französische Stadt, und Dufour ist ihnen deswegen ein Franzose. Als es sich 1848 darum handelte, der französischen Republik einen Präsidenten zu geben und Louis Napoleon sich als Candidat bewarb, erkundigten sich mehrere französische Notabilitäten bei Dufour über den Prinzen Louis Napoleon und erhielten zur Antwort: „Louis Napoleon ist kein gewöhnlicher Kopf,“ was von dem Helden des Tages ausgesprochen bei der französischen Nation etwas zu bedeuten hatte. Dufour hatte den jungen Prinzen in die militärischen Studien eingeführt und es ihm leicht gemacht, von der Regierung des Canton Bern das Commando einer Batterie zu erhalten, die er bei einigen Feldmanövern und Schießübungen commandirte. Als Artilleriecapitän stellt auch die erste Abbildung den Mann dar, dessen Bildniß jetzt in Millionen und Millionen über den Erdball verbreitet ist. Er sitzt zu Pferd und sprengt mit gezogenem Säbel seiner Batterie voran, wie wenn sie in einem entscheidenden Momente der Schlacht gegen den Feind vorsehren würde; das Ganze macht übrigens keinen günstigen Eindruck, weil die Effecthascherei zu breit herauskaut und von dem Gesichte des Prinzen

fast nur der Schnurr- und Knebelbart sichtbar ist. Besser ist eine etwas spätere Lithographie, die jedoch nur an die befreundeten Notabeln als Geschenk gegeben wurde. Der Prinz steht auf einem steilen Pfade des Buchenwaldes, der damals den Abhang des Arenaberges prachtvoll umhüllte, er hält sein feuriges Pferd am Zügel und zeigt Taille und Gesicht in der vortheilhaftesten Weise; daß der junge Mann romanischen und nicht deutschen Stammes ist, zeigt der erste Blick auf das lithographirte Bild, und können wir es mit dem lebenden Originale vergleichen, so finden wir bei diesem nicht das große, ruhige Auge und nicht den festen, das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit verkündenden Blick. Die beiden Prinzenbilder sind Erinnerungen an den Oheim; derselbe war auch zuerst Artillerist, als er aber bei Marengo gesiegt hatte, wollte er rubig dargestellt sein auf einem wilden Rosse, nicht mit dem Schwert in das Schlachtgewühl stürmend, wie der Maler David ursprünglich entworfen hatte; so entstand das bekannte Bild, das Napoleon darstellt bei dem Uebergang über den großen Bernhard. Der Neffe steht noch allein, commandirt kein Heer, aber er sinnt Großem nach und wird zu Pferde steigen.

(Fortsetzung folgt.)

Geistliche Brosamen.

[Kindesdank.] In der Schlacht bei Eylau hatte sich ein Soldat vor den Augen des Kaisers Napoleon sehr ausgezeichnet. Der Kaiser schmückte deswegen seine Brust mit dem Ehrenkreuz und bewilligte ihm die Pension, welche mit dieser Auszeichnung verknüpft zu sein pflegte. Sogleich nach der Schlacht schrieb dieser Soldat an seinen alten Vater, der ein armer Schulmeister in Grenade war, folgenden Brief: „Mein Vater! ich bin Mitglied der Ehrenlegion. Beziehen Sie meine Pension, die zweihundert und fünfzig Franken beträgt. — Wahrlich, wenn mich der Kaiser bezahlt, weil ich meine Schuldigkeit that, so bin ich auch Denen einen Theil meines Lohnes schuldig, welchen ich das Leben verdanke. Mein größtes Verlangen war, Ihnen entgelten zu können; mein Verlangen fängt an, in Erfüllung zu gehen und ich wünsche mir Glück dazu.“ Unter diesem Ehrenkreuz schlug ein kindlich dankbares Herz.

[Die jungen Ratten.] Der Dichter Lessing erzählt folgende rührende Geschichte: Einst habe er bis nach Mitternacht geschrieben und sei plötzlich durch ein Geräusch von seiner Arbeit aufgeschreckt worden. Er habe nach der Ursache desselben sich umgesehen und eine große Ratte wahrgenommen, die auf einem Zeller saß und ein von ihm übrig gelassenes Stück Mandelkuchen da und dort benagte und untersuchte. Nachdem die Ratte den Kuchen untersucht hatte (wahrscheinlich, ob er nicht vergiftet sei), kehrte sie unter den Fußboden des Zimmers zurück. Nach etlichen Minuten kamen nun drei Ratten, von welchen zwei die Dritte behutsam führten. Sobald sie den Kuchen verzehrt, stand Lessing auf, um sie zu verjagen. Zwei entflohen, die Dritte aber fing er und gewahrte bei ihrer näheren Beschichtigung, daß sie die blinde Mutter der andern, und deswegen von ihren Zungen so sorgfältig zu dem Leckerbissen geführt worden war.

Das thun Thiere, unvernünftige Thiere, an ihren Eltern: sie sind dankbar, sie pflegen dieselben, und Menschen, vernünftige

Menschen, christliche Kinder, sollten gegen ihre Eltern undankbar sein und sie im Alter verschmachten lassen?!

[Ein verrückter Sohn.] Zu Stuhlweissenburg in Ungarn lebte solch ein gottloser Sohn, dem sein Vater zu lange lebte. Er behandelte den hochbetagten Greis auf die empörendste Weise, schimpfte und verfluchte ihn und äußerte oft: „Wenn der . . . nur den alten Esel geholt hätte!“ Man kann sich den Kummer des alten Mannes denken, der gerne gestorben wäre, wenn seine letzte Stunde geschlagen hätte. Oft erinnerte er unter Thränen seinen Sohn an das vierte Gebot und sagte zu ihm: „Kind, Kind, bedenke wohl, was du redest; Gott wird und muß dich strafen, der erste Blitzstrahl, der dieses Jahr zur Erde fährt, wird dich treffen!“ Diese Drohung ging am 5. Mai 1862 in Erfüllung. Am genannten Tage zog sich Nachmittags ein schweres Gewitter über der Stadt und ihrer Umgebung zusammen, während der Sohn auf dem Felde arbeitete. Plötzlich fährt ein Blitzstrahl vom Himmel und erschlägt den verrückten Sohn. War das nicht ein Strafgericht Gottes, ein Fingerzeig seiner strafenden Gerechtigkeit und ein warnendes „Exempel?“

[Die Feuerprobe des Gehorsams.] Leowigild, der König der Westgothen in Spanien, welcher der arianischen Irrlehre ergeben war, hatte einen Sohn, Namens Hermenegild, der durch die Gnade Gottes von der arianischen Irrlehre sich losgesagt hatte und in den Schoos der katholischen Kirche zurückgekehrt war. Darüber wurde sein Vater so erzürnt, daß er ihn ergreifen und in den Kerker werfen ließ, in der Hoffnung, er werde, um die Freiheit zu erlangen, zur arianischen Irrlehre zurückkehren. Doch Hermenegild trug geduldig Ketten und Bande um der Wahrheit willen und aus Liebe zu Jesu Christo. Nach einiger Zeit ließ der König dem Sohne sagen: „Freiheit und Leben sind dir geschenkt, in Ehren und Würden wirst du wieder eingesetzt, und die Herrschaft will ich mit dir theilen, wenn du den katholischen Glauben abschwörst.“ Der Sohn aber ließ seinem königlichen Vater antworten: „Ich verzichte auf Krone und Leben und selbst auf deine Gnade und Liebe, wenn die Verleugnung meiner heiligen Religion der Preis für diese vergänglichen Güter ist.“ Auf diese Antwort ließ der grausame Vater seinem heldenmüthigen Sohn das Haupt im Gefängnisse abschlagen. Da, liebe Kinder, das war ein braver Sohn, obgleich er seinem Vater ungehorsam war. Er war seinem irdischen Vater ungehorsam, aus Gehorsam gegen den himmlischen, weil er Gott, seinen himmlischen Vater, durch den Gehorsam gegen seinen irdischen beleidigt haben würde; er wollte lieber sterben, als die wahre Religion verleugnen.

[Ein christlicher Sohn ehrt in einem Verbrecher seinen Vater.] In der Kaiserstadt Wien arbeiteten einst, es war im Jahre 1787, Züchtlinge auf dem s. g. Graben. Ein wohlgekleideter, junger Mann geht auf dem Graben spazieren, sieht die Abtheilung arbeitender Züchtlinge, geht zu einem derselben hin und küßt ihm ehrerbietig die Hand. Das bemerkt der Staatsrath Baron von Kressel von seinem Fenster aus und läßt den jungen Mann zu sich rufen und verweist ihm sein Benehmen mit der Bemerkung: „Es schickt sich nicht, einem Missethäter die Hand zu küssen.“ Der junge Mann erwiderte dem Staatsrath hierauf: „Jener Missethäter, dem ich ehrerbietig die Hand

„gefühlt, ist aber mein Vater!“ Diese kindliche Ehrerbietung gegen die Eltern rührte den vornehmen Staatsmann so sehr, daß er dem Kaiser Joseph diesen Vorfall erzählte, und dieser versprach, dem edlen Jüngling, welcher sich den Wissenschaften gewidmet hatte, ein bedeutendes „Stipendium“ zur Unterstützung in seinen Studien zukommen zu lassen.

Der blinde Maler und seine Tochter.

(Aus: Bild und Wort in Erzählungen von J. A. Stelzig.)

(Schluß.)

3. So vergingen nun fünf Jahre; Deyster lebte fast in Vergessenheit, sein Ruhm blühte allein noch in dem herrlichen Kreuzbild.

Da überraschte der greise Bürgermeister eines Morgens die angesehensten Bürger und Kunstkenner Brügges mit der Botschaft: daß er in den Besitz eines kostbaren Gemäldes gekommen sei, und mit der Einladung, es zu besichtigen. Sogleich eilten sie Alle in den Palast und standen erwartungsvoll vor dem grünen Vorhang, der ihren gierigen Blicken das werthvolle Kunstwerk verbarg. Noch Einer fehlte, ein alter Kunstkenner und Kunstliebhaber, dessen gereiftes Urtheil allgemeine Geltung hatte. Auch er kam und Alle erinnerten sich, daß vor zwanzig Jahren, genau an derselben Stelle, ihnen Konloff Deysters allseitig bewundertes Gemälde gezeigt. Die Spannung der Erwartungsvollen war groß; da zog der Bürgermeister, aus dessen Augen Stolz und Freude strahlte, die Vorhänge auseinander und der laute Ruf der Bewunderung, der aus Aller Mund ertönte, war das erhebendste Urtheil. —

„Gottlob!“ rief der zuletzt angekommene Kunstverständige, „so hat also Ludwig Deyster sein Augenlicht wieder, denn so malen, wie er, kann Niemand mehr! Das ist sein Pinsel! Aber gereifter ist sein Geist, geläutert durch das Unglück und die Erfahrung! Wie erhaben, wie groß! Welche Tiefe der Idee, welche Anmuth in der Ausführung! Das Colorit ist unvergleichlich lebendig, warm und kräftig, ein Geisteschwung ist in diesem Gottesangeficht, welcher selbst bei einem Ludwig Deyster von Fortschritt zeugt! O welch eine Kühnheit und Sicherheit! Das Bild kann nur von Ludwig Deyster sein, nicht wahr, Herr Bürgermeister?“

Der alte Konloff antwortete nicht, sondern berührte mit dem Finger eines der gemalten Gewänder, welches noch nicht ganz trocken war, zeigte den matten Flecken, den er verursacht, und seinen nassen Finger der Versammlung.

„Was soll das?“ entgegnete der alte Bürger; „es beweist nur, daß das Bild erst vor sehr kurzer Zeit fertig geworden, und daß Deyster sein Augenlicht wieder erlangt habe; denn so, wie er, kann kein lebender Maler malen!“

„So gut hat er nie gemalt, bevor er sein Auge verloren,“ sprach ein Zweiter; „da ist mehr Tiefe der Empfindung, ein bei weitem mehr geläuteter und gereinigter Geist, mehr Flamme der Andacht, erhabenere Höhe des Gedankens!“

„Ihr denket also, der Preis von zehntausend Gulden wäre nicht zu hoch für dieses Bild?“ fragte Konloff.

„Ich bin glücklich, Herr Bürgermeister, daß ich Euch die Summe von 10,000 Gulden baar sogleich anbieten kann!“ rief hastig der ehrwürdige Pfarrer von Sanct Jakobus. „Eines meiner Pfarrkinder hat mir diese ansehnliche Summe im Testament hinterlassen, um Kunstgegenstände anzuschaffen, welche die Kapelle seines Erbegräbnisses zieren sollen. Künftigher kann ich nicht kaufen, besser kann ich das Geld nicht verwenden. Herr Bürgermeister, überlaßt mir das Bild! Es bleibt dann doch in Brügge und wird die Ehre unsrer Stadt noch erhöhen!“

Der Bürgermeister war tief gerührt, er trat hastig in das anstoßende Zimmer hinein und führte den Versammelten den blinden Deyster und seine liebliche Tochter Anna vor.

„Hochansehnliche Bürger der guten Stadt Brügge,“ begann er, „Gott hat unserm Meister Ludwig Deyster zwar nicht das Augenlicht, aber einen großen Trost in seinem furchtbaren Unglück gegeben. Sehet diese Jungfrau, sittrein und bescheiden bei seltener Anmuth des Leibes. — Die Schönheit ihrer Seele ist aber bei Weitem noch größer! Seht, wie die holde Scham die Wangen des schüchternen Mädchens noch mehr röthet; und doch ist sie eine Künstlerin ersten Ranges und steht ebenbürtig ihrem Vater zur Seite. Ja, das Bild, das Ihr Alle bewundert, das ohne Widerspruch um 10,000 Gulden losgeschlagen ward, und vielleicht noch mehr werth ist, hat dieses zarte Mädchen — Anna Deyster — gemalt. Mit engelhafter Geduld fügte sich das Mädchen in das traurige Schicksal, das ihren Vater und sie selbst getroffen, denn statt des üppigen Wohllebens, an das sie sonst gewöhnt gewesen war, mußte sie sich an Entbehrungen gewöhnen. Sie ist des armen blinden Vaters Hand und Auge geworden; sein tief forschender Geist hat gleichsam Mittel gefunden, um mit den Augen der Tochter zu sehen, mit ihrer zarten Hand zu malen, und ihr alle Geheimnisse seiner Kunst zu erschließen. Wie gut sie seinen Unterricht sich aneignete, das seht Ihr in dem Meisterwerk vor Euern Augen. Dieses fromme Mädchen, dessen Augen vor Freude strahlen über den wohlverdienten Triumph, ist der rettende Engel ihres Vaters und ernährt auch ihre Schwester, der sie eine reiche Ausstattung erwerben wird. Ehre Dir, Anna Deyster! Deine Tugend, Dein Talent sind eine Zierde unsrer Stadt!“ —

Der Herr Pfarrer von Sanct Jakobus und die angesehensten Bürger der Stadt beglückwünschten das gute Mädchen, der blinde Vater hob die Hände zum Himmel empor und rief in wehmüthig freudiger Stimmung: „O mein Gott, segne sie, mache sie glücklich hienieden und jenseits, denn Niemand verdient das Glück so sehr wie sie!“

Des blinden Vaters heißes Flehen ward erhört. Anna war bald allgemein berühmt und bewundert. Die reichsten Bürgersöhne wetteiferten um die Gunst der schönsten, tugendvollsten und berühmtesten Jungfrau von Flandern und Brabant; aber sie bewahrte eine unwandelhafte Treue — ihrem Vater; bei ihm wollte sie beharren bis zum letzten Athemzuge, denn der arme Blinde bedurfte ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit. — Der feine Tastsinn der Blinden, den er durch Uebung so sehr ausgebildet, daß er nicht nur die Farben, sondern auch die einzelnen Nuancen des Schattens erkannte, sein richtiges Urtheil, seine erhabenen Ideen, welche durch äußere Anschauungen nicht getrübt wurden,

erklären die hohe Vollendung der Meisterwerke der berühmten Malerin Anna Deyster.

Der blinde Meister starb, hochbetagt, in den Armen seiner zärtlichen Tochter. —

Dies ist der Meister, der das herrliche Bild „Christus am Kreuz und die drei Marien“ — dies ist die Meisterin, die das noch heute so bewunderte Bild „Christi glorreiche Auferstehung“ gemalt; und heute noch ist Brügge stolz auf Ludwig Deyster, den man nur den „blinden Maler“ nennt und auf seine noch berühmtere Tochter Anna!“

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Der mit so großem Segen wirkende Convent der barmherzigen Brüder hier selbst hat so eben seinen Jahresbericht veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß 1863 in seine Krankenpflege aufgenommen wurden 2031 Personen, wovon 1715 als genesen, 43 erleichtert, 28 ungeheilt entlassen wurden, 151 starben und 94 in weiterer Behandlung verblieben. Dem Bekenntniß nach waren darunter Katholiken 913, Protestanten 1011, Israeliten 7. Außerdem suchten noch an 14—1500 Kranke Hilfe, die ihnen durch Zahnoperationen, Verbände und ärztlichen Rath gewährt wurde. Ärzte in der Krankenanstalt: Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Klose, Dr. Korenz und Wundarzt Fr. Aug. Leister. Prior 3. J. Petrus Woivode. Seine großen Leistungen kann der Convent nur ermöglichen durch große Mittel, und werden die Sammler wohl überall williges Gehör finden. Möge das Samariterhaus auch hierin ein glücklich Neujahr begonnen haben.

In **Herford** ergab sich jüngst ein doppelter Trauerfall durch eine Dhrseige, welche der Vater seinem Sohne gab, welcher ein schlechtes Zeugniß aus der Schule mitbrachte. Der Sohn stürzte mit einem Schreckensschrei zusammen. Die Mutter, welche im Nebenzimmer ein jüngeres Kind babet, eilt herbei, findet den Sohn im letzten Todeszucken, und stürzt von einer Leiche zu der andern, da das jüngere Kind unterdessen in der Badewanne ertrunken ist.

Duisburg. Die Rhein- und Ruhrzeitung erzählt: Am 17. December Abends ist in dem benachbarten Oberhausen ein schreckliches Verbrechen begangen worden. Als Abends die Schulkinder heimwärts kehrten, gesellte sich zu einer kleinen Schaar derselben ein unbekannter Mensch, der einem zwölfjährigen Knaben 4 Pfennige anbot, wenn er ihn in den Busch begleiten wolle. Der Knabe ging auf den Vorschlag ein, während seine drei jugendlichen Gefährten ihres Weges weiter gingen. Später fand man die Leiche des Knaben im Busch liegen mit durchschnittenem Hals und aufgeschliztem Bauch, so daß die Gedärme hervorquollen. Das Ungeheuer, welches die That verübte, war mit einer wollenen Jacke bekleidet, trug einen schwarzen Knebelbart und einen Bündel auf dem Rücken.“

Ausland. In Wilna hat Murawiew an seinem Namenstag vom Caren ein Präsent von 100,000 Rubel als Dank für die „treuen und aufopfernden Dienste“ erhalten, die er durch nachdrückliche Unterdrückung des Aufstandes dem Carenshaus und Rußland geleistet habe.

Warschau. Unter dem Vorstand der Töchter des Murawiew hat sich ein Verein von russischen Damen gebildet zu dem Zwecke, um unter den jungen Polinnen russische Sprache und Religion zu verbreiten. Mehrere von diesen Damen sind Vorsteherinnen von Erziehungsanstalten, zu denen die russischen Offiziere oft zu ungelegener Zeit Zutritt nehmen. Aus Rücksicht auf diese Besuche wollten die Mütter ihre Töchter nicht in

diesen Anstalten lassen; man verwies sie aber auf die Verordnung vom 20. November, die ihnen verbietet, ihre Töchter aus diesen Anstalten zurückzunehmen und den Kindern nicht erlaubt, die Eltern zu besuchen. Durch diese Mittel sucht man russische Nationalität und Religion in Polen auszubreiten.

Paris. Das Weihnachtsfest ist hier mit der größten Festlichkeit gefeiert worden. Noch niemals war bei dem Gottesdienst zu Mitternacht die Zahl der Andächtigen so groß als in diesem Jahre. Die kleinste Kapelle wie die größte Kirche waren von Gläubigen erfüllt. Sehr Viele gingen zum Tische des Herrn. Man sieht hieraus, daß die gottlosen Christen, die in letzter Zeit erschienen sind, keinen nachtheiligen Einfluß auf den Glauben geübt haben.

— In Paris wird im Frühling eine regelmäßige Luftschiffahrt von dem Concorde-Platz bis in den Wald von Boulogne eingerichtet werden. Der Ingenieur Sequin veranschlagt die Einrichtungskosten auf 600,000 Fr. und die jährlichen Betriebskosten auf 140,000 Fr. Er glaubt, daß 14 Fahrten täglich gemacht werden können und rechnet für diese auf 210 Passagiere.

— (Der noch lebende Papagei Lafayette's.) Nach einer Pariser Correspondenz der „Wiener Presse“ ist der Papagei, den der Stifter der amerikanischen Union an Lafayette schenkte, noch am Leben; er hat Washington, Lafayette, ja sogar die amerikanische Union überdauert. Bekanntlich erreichten Papageien oft ein Alter von hundert Jahren und darüber. Es ist nun authentisch: der Papagei Washingtons ist in der Normandie, in einer Familie, die ihn mit Pietät und mit der ängstlichsten Sorge pflegt. Er hat fast gar keinen Federstumpf mehr; die wenigen Federn, die er noch besitzt, sind weiß; da sitzt der Hundertjährige, unbeweglich in sich vertieft, schlafpöppig und von Frost geschüttelt auf seiner Stange und murmelt von Zeit zu Zeit die Worte, die man nicht mehr versteht.

— In den ersten Tagen des December ereignete sich hinter den Coulissen eines kleinen Boulevardtheaters eine höchst drollige Scene. Zwei Schauspieler bauten einen Zweikampf auf der Bühne auszusuchen — sie erhielten sich dabei so sehr, daß sie sich erboften und gleich nach ihrem Abgange in Zwiß geriethen. Erst überhäuften sie sich gleich den homerischen Helden mit Schmähwörtern, dann griffen sie zu den Theaterbecken und schließlich, da sie mit diesen nichts ausrichteten, zu den Fäusten. Eine sehr artige Prügelei entwickelte sich, die Kämpfenden waren nicht auseinander zu bringen und erst als der Eine von ihnen arg zerblaut am Boden lag und der Andere durch die Hand eines Gensdarmen unschädlich gemacht war, fand die Komödie in der Komödie ihren Abschluß.

Frankreich. (Das Haus Rothschild.) In dem Schlosse zu Ferrières, wo Baron Rothschild im vorigen Jahre den Kaiser empfing, wurde vor einigen Wochen von dem Besitzer eine Synagoge eingeweiht, bei welcher Gelegenheit, nachdem die Großrabbiner gesprochen hatten, der Baron eine Ansprache hielt, in welcher er seinen Kindern nachdrücklich ans Herz legte, dem Glauben der Väter treu anzuhängen und die Hausynagoge als ein Heiligtum des Herzens zu bewahren. Der Baron trug selbst das Gebet als Vorbeter andächtig vor, citirte in seiner Ansprache häufig Bibelverse in der Ursprache, gedachte der Armen und Nothleidenden, und spendete sofort 50,000 Francs zu wohltätigen Zwecken. (Werden manche sog. vornehme Katholiken nicht schamroth, wenn sie den Eifer des jüdischen Geldfürsten für seine Religion mit ihrer faulen Gleichgültigkeit gegen den wahren Christenglauben vergleichen?)

— Kaiserin Eugenie hat von Spanien die Neigung zu Stiergefechten mitgebracht. Im Schlosse Klein-Trianon bei Versailles ließ sie jüngst eine solche Vergnügung veranstalten, zu welcher Stiere und Stierkämpfer aus Spanien um die Kleinigkeit von einer Viertelmillion Franken herbeigeschafft wurden. Kein Wunder, daß der napoleonischen Civilliste das Geld ausgeht!

— (Treifliche Antwort.) Ein sogenannter Freigeist, gewöhnlich sind's Gedankenstümper und oft Verehrer der Schweinergologie, hatte sich in vielem Geschwätz darüber ausgemundet, daß der Mensch keine unsterbliche Seele habe und haben könne. Die bei dieser Unterhaltung gegenwärtigen Personen hielten mit ihren Äußerungen an sich und beobachteten Stillschweigen. Mit triumphirender Miene wendete sich nun der siegesstolze Denklump an eine Dame und fragte, welche Ansicht sie von seiner Philosophie habe. „Mein Herr,“ antwortete diese, „um es Ihnen offen zu gestehen, so scheint es mir, Sie hätten so eben mit vielen Worten uns bewiesen, daß Sie nichts sein wollen als — ein Vieh; wenn man Sie einen Esel nennen würde, dürften Sie es eigentlich nicht übel nehmen.“

London. (Neues Heidenthum.) Vor einiger Zeit wurden in London an ein und demselben Tage nicht weniger als 189 Kinder in der Christkirche getauft. Von diesen waren 78 unter 2 Jahren, 76 im Alter von 7—8, 32 in dem von 8 bis 14 Jahren und 3 über 14 Jahr alt. Die dortigen Stadtmissionäre hatten diesen Punkt ins Auge gefaßt und Haus für Haus besucht, um unter anderem die Zahl der ungetauften Kinder zu ermitteln. Sollte man es glauben? In den 36 Straßen jenes Quartiers fanden sich 582 Kinder, welche noch nicht durch das Sacrament der Taufe Gott geweiht waren. Von diesen sind nun jene 189 getauft; es bleiben also fast noch 400 übrig, die bis auf diese Stunde noch nicht getauft sind. In jenen obigen Straßen wird die Bevölkerung auf 11 Tausend Seelen geschätzt; da nun London beinahe 3 Millionen Einwohner zählt, wie viel Tausend Kinder entbehren also noch der Taufe!

— In London ist ein neues Institut gegründet worden, das für junge Katholiken bestimmt ist, die in dieser Stadt englisch lernen wollen. Es trägt den Namen: Hausherberge für junge Katholiken. Die wöchentliche Verpflegungsgebühr beträgt 1 Pfund Sterling, also gegen 7 Thlr. Die Aufnahme findet nur Statt in Folge Anempfehlung von Seite eines kathol. Geistlichen oder Palen bekannten Namens. Also wiederum eine neue kathol. Stiftung, die voraussichtlich die besten Früchte tragen wird, im protestantischen Rom.

Griechenland. Die gewöhnliche Anrede von Monarch zu Monarch ist bekanntlich in Briefen: „Mein Herr Bruder!“ Wie die „Times“ erzählt, habe jüngst der König von Griechenland an seinen Vater, den König von Dänemark, gleichfalls geschrieben: „Mein Herr Bruder!“

Türkei. Der Sultan hat zur Erbauung einer katholischen Kathedrale in Smyrna die Erlaubnis gegeben. Der Erzbischof Spaccapietra hat unter den europäischen Einwohnern eine Subscription eröffnet. Dabei zeichneten sich besonders die Frauen aus, indem sie nicht nur Geld, sondern auch goldene und silberne Kostbarkeiten zum Opfer brachten. Diese Gegenstände sollen durch eine Lotterie von 10,000 Billets, jedes zu einem Franken, verlost werden. Die französische Regierung hat auf Vorschlag des Ministers Drouyn 10,000 Fr. zu dem Bau geschenkt.

Amerika. (Ein schweres Geschütz.) Ein amerikanischer Offizier hat eine Kanone erfunden, die eine Kugel von tausend Pfund schießt. Die Regierung von Washington hat drei

Geschütze von diesem Kaliber für die Belagerung von Charleston gießen lassen. Mit diesen furchtbaren Zerstörungswerkzeugen wurde das Fort Sumter beschossen. Die erste Kanone zerplatzte beim achten Schuß, die zweite beim sechsten, die dritte beim vierten. Die Bedienungsmannschaften wurden dabei alle getödtet.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 29. Decbr. Kapl. Ludwig Bauz in Berlin als Pfarr-Adm. in Sagan.

Im Schulstande.

Den 2. Januar. Adj. Zul. Müller in Rattwig als Lehrer an der kathol. Schule in Tschirne, Kr. Breslau. — Lehrer Jos. Sabich in Hertwigswaldau als Adj. nach Schlaup, Kr. Jauer. — Adj. Karl Becker in Schlaup als solcher nach Olaschin, Kr. Breslau. — Adj. Aug. Weidlich in Olaschin als provvis. Lehrer nach Brodau, Kr. Breslau. — Adj. Jos. Hielscher in Büstendorf als Adj. an die Simultanschule in Rattwig, Kr. Ohlau. — Den 4. Januar. Adj. Job. Bulla in Ellguth-Proskau als Schullehrer nach Przysiec, Kr. Oppeln.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Clementine Gomille, Hr. Lehrer Zimbal, Posen; Frä. Ida Miethke, Hr. Kärbereiher, Pöcker, Miltisch; Frä. Ida Asch, Hr. Rechtsanwalt Drgler, Posen.

Gestorben. Dr. Kurz, Wernigerode; Berw. M. Klee- mann, Breslau; Berw. Reg.-Sekret. Schultes, Breslau; Rechtsanwalt Justizrath V. Schneider, Glatz; Dr. Const. Sloger, Kaliska; Handl.-Commis Hertel, Breslau.

Todes-Anzeige.

Nach Gottes unerforschlichem Rathschluß starb am 30. Decbr. des jüngst verfloffenen Jahres früh ¼ auf 8 Uhr während des hl. Messopfers, mehrmals gestärkt durch die hl. Sacramente, Herr **Franz Georg Wilhelm Julius Gottfried Meinhold**, ehemaliger Rittergutsbesitzer auf Seegut in Pommern, zur Zeit Candidat der katholischen Theologie, im Alter von 42½ Jahren an Lungen- und Nierenleiden.

Der Verstorbene trat am 20. November 1861 zur hl. kathol. Kirche zurück; seine Gattin Laura geborene v. Petersdorff legte am 30. März 1862 in Folge wunderbarer Führungen der Gnade (S. Bonifacius-Kalender für 1864) auf dem Krankenbette das kathol. Glaubensbekenntnis ab und ging ihm in die Ewigkeit voraus am 1. Mai desselben Jahres 1862.

Die lieben Seelen beider Verstorbenen werden der Fürbitte der Priester und dem Gebete der Gläubigen empfohlen.

Reiße, den 2. Januar 1864.

Aurel Meinhold, Lokalist ad St. Dominicum.

Die Verlobung seiner jüngsten Schwester **Eleme**n mit Herrn Anton Zimbal, Lehrer an der kathol. Elementar-schule Nr. 4 zu Breslau, zeigt hiermit Freunden und Bekannten ergebenst an

Posenitz bei Canth, den 4. Januar 1864.

Gomille, Pfarrer.

Breslauer Börse vom 7. Januar 1864.

Freiw. Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—
convert. v. 50 u. 52 ½	94½ B.	do. do. 4	—
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	93½ B.
Preuss. Anl. 55-56 4½	100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	92½ B.
Preuss. Anl. v. 59-5	104½ B.	do. Rustical 4	100½ B.
Präm.-Anl. 1855 3½	119½ B.	do. do. 3½	—
Staats-Schuldsch. 3½	87½ G.	Schles. neue Lit. A. 4	100½ B.

Getreide-Preise vom 7. Jan.

Schles. neue Lit. B. 4	—	W. Weizen Schf. 54-63-68 Sg.
do. Lit. C. . . 4	99½ B.	G. Weizen . . 52-59-61 .
do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . . 39-41-43 .
Schles. Rentenbr. 4	97½ B.	Gerste . . . 31-34-37 .
Posen. Rentenbr. 4	93½ G.	Hafer . . . 25-27-29 .
Oesterr. Nat.-Anl. 5	65½ G.	Erbsen . . . 40-45-50 .
Oesterr. Banknoten	83½ B.	Kartoffeln . . Sack 26-36 .